

Christoph Gellner

Leiderfahrungen als Ort des Aufbrechens der Gottesfrage?

Erkundungen in der Gegenwartsliteratur

♦ An ausgewählten Beispielen moderner Literatur geht Christoph Gellner der Frage nach, wie Literat/inn/en sich in unserer Zeit mit Erfahrungen von Leid und Schmerz beschäftigen und welche Fragen dabei aufbrechen, welche Ängste und Hoffnungen sie reflektieren und welche Worte sie für das oft nur schwer Sagbare in ihren literarischen Darstellungen finden. Der Beitrag zeigt, wie Autor/inn/en Leid und Gott miteinander in Beziehung setzen, mit der Theodizeeproblematik ringen und sich anklagend-rebellisch, distanziert, ja mitunter sogar humorvoll mit ihrem eigenen Gottesbild und ihrer Spiritualität angesichts der Verwundbarkeit und Begrenztheit des Lebens auseinandersetzen. (Redaktion)

„Schmerzen sind, wer auch immer etwas anderes sagt, nicht gut. Ich kann sie nicht verwenden. Manche können das. Bei mir aber, Herr, könntest du dir das sparen“, heißt es in *Péter Esterházy*s Tagebuch seiner Bauchspeicheldrüsenkrebserkrankung (ungar. Original 2016, dt. 2017). „Wozu sollten wir das Nicht-Gute in der Welt mehren?“¹ Neben dem Zwiesgespräch mit der „Bauchspeicheldrüsenfee“ im eigenen Inneren – wenige Monate vor seinem Tod am 14. Juli 2016 spitzt es sich zur Frage zu: „wozu, zum Teufel nochmal, [...] du bist“²? – drängt es den moribunden Schriftsteller immer wieder zur Zwiesprache mit Gott: „Du kannst im Wesentlichen auf mich zählen, auch wenn ich nicht mit allem in diesem deinen Leidensprojekt einverstanden bin. Unter uns gesagt, ich habe schon deine Kreuzigung als Übertreibung empfunden“³, notiert er am 15. Juli 2015. Als Vor-

satz zitiert der Romancier im August 2015 aus einer Mail Andris Viskys: „Gegenüber Gott haben wir – in Sachen körperliches Leiden – immer recht. Halte dich daran. Halte dich.“⁴

Angesprochen auf die von ihm literarisch wiederholt thematisierte Theodizeefrage: „warum es in der Welt das Böse gibt, wenn es den guten Gott gibt“, antwortete Esterházy in einem Interview im August 2014, „dass ich [...] einen solchen Gott nicht möchte“⁵. Angesichts der Chemotherapie will es ihm im Oktober 2015 scheinen, „als wäre der Körper nicht gut erfunden. Als Konstruktion. Mit Verlaub, Herr, kann es sein, dass Räder statt der Füße besser gewesen wären? Wir sind wieder da, bei der Zufälligkeit“⁶ der Schöpfung: „Also hat sich’s herausgestellt, dass es nirgends gut

¹ Péter Esterházy, *Bauchspeicheldrüsentagebuch*, München 2017, 85.

² Ebd., 235.

³ Ebd., 49.

⁴ Ebd., 96.

⁵ Marianna D. Birnbaum, *Die Flucht der Jahre*. Ein Gespräch mit Péter Esterházy, München 2017, 51.

⁶ Péter Esterházy, *Bauchspeicheldrüsentagebuch* (s. Anm. 1), 178.

ist, und der Herr sieht dem ungerührt zu. Im Nicht-Guten zu leben, kann auch gut sein, weil leben so gut ist. Bisher habe ich so gedacht, auch jetzt denke ich so, doch manchmal fällt mir ein, was ist wenn ... das Nicht-Gute sehr schlecht ist?“⁷

1 Worte für das Schwersagbare

In einer der letzten Eintragungen zieht Esterházy eine Art Resümee: „Diese Bauchspeicheldrüsengeschichte schien am Anfang eine gute Idee zu sein, sie verbesserte die Menschen, Anteilnahme, Liebe [...] Rücksichtnahme [...] Betroffenheit [...] entfalteten sich in ihren Spuren, doch stellt sich langsam heraus, dass dies für einen einzigen Menschen zu viel ist und solche Welterlösungsprojekte [...] besser dir überlassen werden sollten, Herr [...] Bedenke bloß, ein Gott ohne Hoffnung, ja, der wäre tatsächlich ein hoffnungsloser Fall. Auf diesen eine Welt zu gründen lohnt sich nicht. Wobei es durchaus sein kann, dass du dir das anders vorstellst. Ich kann dir nur schwer folgen, doch nehme ich an, das sei die Ordnung der Dinge. Laudetur.“⁸

Einen ganz anderen Ton schlägt dagegen der Lyriker Robert Gernhardt in seinem posthum erschienenen Gedichtband *Später Spagat* (2006) an. Nach den „K- [für Krankheit- bzw. Krebs-] Gedichten“ von 2004 versuchen diese Sterbegedichte ein letztes Mal den für Gernhardts Schaffen

typischen Spagat von Ernst und Spaß, um angesichts von „Blut, Scheiss und Tränen“⁹ „Worte für das Schwersagbare zu finden“, wie der vom Autor gezeichnete Klappentext ankündigt: „Stirbst wie nur je ein Tier? / Nimms leicht. / Tod wird durch nichts erweicht: / Siegt.“¹⁰

Anders als Georg Büchner, der im Schmerz den Fels des Atheismus sah, vollzog Heinrich Heine, Gernhardts großes Vorbild in Sachen Witz, Spott und Komik, auf seinem Pariser Schmerzenslager das paradoxe Zugleich von Gottesbekenntnis und Gottesanklage: „Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bey der Thierquälereigesellschaft verklagen“¹¹, lautet sein letztes Zeugnis 14 Tage vor seinem Tod. Gernhardt übernimmt lediglich die satirisch-parodistische Abrechnung mit allen religiösen Sinnfestlegungen. Der Binnenzyklus „Aus dem Lieder- und Haderbüchlein des Robert G.“ ruft die christliche Bilderwelt nurmehr auf, um sie zu verwerfen, etwa die Kontrafaktur eines Kirchengesangbuchlieds „Geh aus mein Herz oder Robert Gernhardt liest Paul Gerhardt während der Chemotherapie“¹². Wenn von Gott die Rede ist, dann von einem *deus malignus*, der eine „Menschheit voll Furcht“ will („Der sich das erdachte, war / furchtbar.“¹³). Gehörten in der alten christlichen *ars moriendi* Gott und Teufel zu den Streitparteien am Sterbebett, wobei Gott die Oberhand behalten sollte, sind sie bei Gernhardt beide „gleich grausam“¹⁴.

⁷ Ebd., 182.

⁸ Ebd., 189.

⁹ Robert Gernhardt, *Später Spagat. Gedichte*, München 2008, 34.

¹⁰ Ebd., 42.

¹¹ Karl-Josef Kuschel, Gottes grausamer Spaß? Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe, Düsseldorf 2002, 312.

¹² Robert Gernhardt, *Später Spagat* (s. Anm. 9), 17–19.

¹³ Ebd., 40.

¹⁴ Erich Garhammer, „Sterbegroße“. Wie Literaten auf das Sterben blicken, in: *Lebendige Seelsorge* 68 (2017), 91.

Herrgott! Ich fiel aus deiner Hand
grad in des Teufels Krallen.
Doch hör! Der kleine Unterschied
ist mir nicht aufgefallen.¹⁵

Leid als Ort der Gotteserfahrung? Die Gegenwartsliteratur spiegelt ein widersprüchlich-vielstimmiges Panorama, postmetaphysische Todesdeutungen treten immer häufiger an die Stelle dezidiert antimetaphysischer Positionierungen der vorausgegangenen Jahrzehnte. Immer weniger arbeitet man sich – wie noch *Christine Lavant* in ihren zwischen geistlicher Dichtung und moderner Lyrik oszillierenden rebellischen Gebetsgedichten¹⁶ oder *Fritz Zorn* (Pseudonym für Federico Angst) in seiner zum schockierenden Kultbuch avancierten Gottesverfluchung *Mars* (1977)¹⁷ – emotional-polemisch an überkommenen Sinn- und Tröstungsangeboten ab. Dennoch setzen Schriftsteller/innen bis in die jüngste Gegenwart Gott und Leid aufschlussreich in Beziehung, nicht zuletzt in autobiografischen Krankheits- und Sterbenarrativen.

2 Offene Wunde Theodizee

Es war der frühe Krebstod, gegen den sein zehn Jahre jüngerer Bruder Matthias ankämpfte, bis er 1980 kurz nach bestandener Matura mit nicht einmal 21 Jahren starb, der *Thomas Hürlimann* (* 1950)

zum Schriftsteller machte. „Wir versuchten alle, das wegzulügen“, erläutert der Schweizer Bundesratssohn. „Er sagte: Nein, jetzt heißt die Wahrheit, ich krepriere, ich verrecke [...] In dem Moment, in dem so ein Lügengebäude zusammenbricht, werden die Sätze anders.“¹⁸

Von dieser „biographischen Tätowierung“¹⁹ rührt Hürlimanns existenziell wie theologisch aufwühlende Auseinandersetzung mit der *Theodizeeproblematik*, die sein Œuvre wie ein roter Faden durchzieht. Das begann bereits mit seinem literarischen Debüt, dem Geschichtenband *Die Tessinerin* (1981). „Mein Bruder war tagelang, nächtelang am Verenden. Fast vier Jahre war er krank. Er wusste, dass es die Krankheit zum Tode war“, verschränkt Hürlimann die Titelgeschichte einer im Dorf hinter Einsiedeln immer fremd gebliebenen, sterbenden Frau mit dem Sterben seines Bruders, das er anders nicht zu erzählen vermochte. „Sterben sei Wahnsinn. Wie ein Wahnkranker fühlte der Sterbende sich verfolgt. Alles, was er denke, träume, fühle, sehe, höre – es sei bestimmt von dieser einen, wahnsinnigen Idee: Du stirbst! Du!“²⁰

Hürlimanns Roman *Der große Kater* (1998) handelt von zwei Tagen im Leben der Schweizer Bundespräsidentenfamilie und erzählt von einem politischen Alphatier mit Spitznamen Kater, seiner an Gottes Vorsehung zweifelnden Gattin Marie

¹⁵ Robert Gernhardt, Später Spagat (s. Anm. 9), 19.

¹⁶ Vgl. Christoph Gellner, Schriftsteller lesen die Bibel, Darmstadt 2004, 161–174 („Vergiß dein Puschwerk, Schöpfer“).

¹⁷ Vgl. Karl-Josef Kuschel, Was macht der Krebs mit den Menschen? Literarische Spiegelungen – theologische Reflexionen, in: Stimmen der Zeit 216 (1998), 453–470; Christoph Gellner, „Zuviele, Warum? gefragt? Theodizeempfindlichkeit im Raum der Literatur, in: Eva-Maria Faber (Hg.), Warum? Der Glaube vor dem Leiden, Fribourg 2003, 15–33.

¹⁸ Daniel Lenz / Eric Pütz, LebensBeschreibungen. Zwanzig Gespräche mit Schriftstellern, München 2000, 110 u. 113.

¹⁹ Ebd., 110.

²⁰ Thomas Hürlimann, Die Tessinerin. Geschichten, Frankfurt a. Main 1984, 122 f.

und ihrem dem Tod geweihten Sohn. Diesem autobiografisch gefärbten Zeitroman liegt unverkennbar die biblische Familienfiguration um Abraham zugrunde. Das vorangestellte Genesiszitat 22,1–2 („Und Gott versuchte Abraham [...]“) ruft die Abgründigkeit Gottes auf, wie sie die drei Elemente der biblischen Erzählung: Sohnesopfer, Suspension der Vernunft, Moralkonflikt provozieren. Kierkegaard, auf den das zweite Romanmotto verweist, sah den geprüften gottesfürchtigen Patriarchen als prototypischen Glaubensritter. „In den Modi von Transfiguration und Tragikomik“, deutet Michael Braun, „wird Hürlimanns literarische Bibelrezeption zur existentiellen Verhängnisforschung.“²¹

Schon als 7-Jähriger hatte Kater der Gedanke verstört, der ihm jetzt wieder schmerzhaft ins Bewusstsein dringt: Wenn der Herrgott es zulasse, dass ein unschuldiges Kätzchen leiden muss, könne die Welt nicht gut sein. Mit der Frage nach der Verantwortung Gottes wälzte er seit seiner Jugend im Kloster Einsiedeln „einen klassischen Stein des Anstoßes. *Unde malum*. Woher kommt das Böse. Theologisch formuliert: Gott hat alles geschaffen, das Universum, unsere Welt und die Menschen. Ja, alles schuf dieser Gott [...] Maries Schönheit und den Körper meines jüngsten Sohnes. Aber kann denn Gott, der Allgütige, auch sein eigenes Gegenteil erzeugen? Oder klafft da ein Widerspruch, ein entsetzlicher Irrtum in der göttlichen Logik? Mein Sohn ist krank, auf den Tod ist er krank, und wer lässt ihn leiden, wer lässt ihn krepieren – ein allgütiger Gott? [...] Woher, wenn nicht aus Gott, kommt das Böse, das Leiden, der Tod.“²²

Im Zentrum von Hürlimanns Politthriller steht das Medienspektakel eines Staatsbesuchs in der Schweiz, hinter dem Rücken des Bundespräsidenten wird eine Intrige vorbereitet, um ihn zu Fall zu bringen. Das spanische Königspaar weilt zu einem Staatsbesuch in der Eidgenossenschaft (Hürlimanns Vater hatte 1979 tatsächlich das Amt des Bundespräsidenten inne). Geplant ist eine große Luftkampfshow in den Alpen. Für das Damenprogramm setzt Pfiff, der Chef der Sicherheitspolizei, ein langjähriger Weggefährte und Rivale des Präsidenten, eigenmächtig den Besuch eines Berner Kinderspitals aufs Programm, wo der jüngste Sohn des Präsidenten qualvoll im Sterben liegt. Der durch die vorhersehbare Weigerung der Präsidentengattin hervorgerufene Eklat, kalkuliert Pfiff, werde ihn endlich selber ins Zentrum der Macht befördern.

Nicht ganz zu Unrecht verdächtigt Marie ihren Mann, er sei „eine Art Abraham“ und bereit, den eigenen Sohn auf dem „Altar der Öffentlichkeit“²³ zu opfern. Beim Galadiner zu Ehren der spanischen Monarchen provoziert sie einen Disput über die gebrechliche Einrichtung der Welt, kritisiert sie doch vor den offiziellen Gästen ihren Gatten: „die Welt meines Mannes ist von Gott geschaffen, und das heißt natürlich, dass alles, was geschieht, aus Motiven geschieht, die an sich gut sind [...] Und dieser Gott, bohrte sie weiter, ‚ist wirklich und wahrhaftig ein *guter* Gott [...] Und lässt es zu, dass unschuldige Kinder qualvoll sterben? [...] Wenn der Schöpfer wirklich und wahrhaftig allgütig ist, müßte doch [...] ein Hauch seiner Güte zu fühlen sein“, beharrt Marie angesichts des sinnlo-

²¹ Daniel Weidner (Hg.), Handbuch Literatur und Religion, Stuttgart 2016, 200.

²² Thomas Hürlimann, Der große Kater. Roman, Frankfurt a. Main 1998, 43.

²³ Ebd., 48.

sen Leidens unschuldiger Kreaturen, „seiner Güte [...] nicht seiner Grausamkeit!“²⁴

Der apostolische Nuntius setzt versiert zur gängigen schultheologischen Entlastung Gottes an, der zwar als Letztursache, nicht aber als willentlicher Anstifter des Bösen zu gelten habe: „Unsere Gastgeberin ist wie viele der irrigen Ansicht, Gott sei durch die Vorsehung in unsere Taten involviert“, lässt Hürlimann ihn die von Thomas von Aquin aufgebrachte Zulassungstheorie referieren. Gänzlich unsensibel biegt der Festbankettgast die schmerzlich beunruhigende religiöse Frage in eine kulinarische Frage um: „wenn ich jetzt vorher oder voraussehe, dass man uns demnächst das Dessert serviert, so habe ich durch diese Äußerung keineswegs den Anspruch erhoben, ich, Tomaselli, hätte die zu erwartende Köstlichkeit angerichtet [...] Unserem Herrn geht es in puncto puncti nicht anders. Er weiß alles. Und sieht alles. Und zugegeben, Frau Bundespräsident, er sieht das Kommende kommen. Aber daraus abzuleiten, er habe es ausgeheckt, direkt bewirkt oder gar verschuldet, scheint mir eine unzulässige Interpretation.“²⁵

Nach längerer Diskussion verliert der Präsident – anders als Kierkegaards Abraham – den Glauben: „lieber Juan Carlos [...] meine Frau hat vollkommen recht. Unsere Welt ist mitnichten im Guten verwurzelt [...] wenn wir nachdenken [...] und ins Innere der Schöpfung schauen, sehen wir Leiden, überall Leiden. Nicht das Gute, das Böse ist wirkungsmächtig

[...] und was uns [...] wie das Paradies erscheint, ist in Wahrheit eine Stätte des Übels, des Sterbens, des Verwesens [...] Majestät, ich bin der Vater eines Sohnes, der elend krepieren muß.“²⁶

Schließlich gelangt er zu der paradoxen Überzeugung, der „Große Niemand“ offenbare ihm im Sterben des krebskranken Sohnes „seine Abwesenheit“, gerade dadurch teile er ihm mit, „daß es ihn gibt“²⁷. Wie in der biblischen Abrahamserzählung wird nicht der Sohn, sondern „ein Tier“ geopfert: er selbst, der „große Kater“ verhindert die mediale Ausschachtung seines chemotherapierten Sohnes und verwehrt „den Kameraaugen des Öffentlichkeitsgottes“²⁸ den Zutritt zum Sterbezimmer. „Im Zenit und am Ende“ tritt er von seinem Amt zurück: „Was ist der Mensch? Ein König, ein Käfer, ein Nichts“, zieht „Kater Abraham“ gegenüber Juan Carlos das Fazit. „Die Krone krabbelt ins Grab. Der Zenit war sein Sturz.“²⁹

3 Die Wunde des Leben-Wollens und Sterben-Müssens

In der stark divergierenden Art der Selbstthematisierung ihrer tödlichen Krebserkrankung halten die Tagebuchtexte von Christoph Schlingensief und Wolfgang Herrndorf eine Art Vergrößerungsglas auf deren irr- und widersinnige Unbegreiflichkeit.³⁰ Unter dem Joseph-Beuys-Imperativ „Wer seine Wunde zeigt, wird ge-

²⁴ Ebd., 128f.

²⁵ Ebd., 130.

²⁶ Ebd., 183.

²⁷ Ebd., 185.

²⁸ Ebd., 214.

²⁹ Ebd., 198.

³⁰ Vgl. *Christoph Gellner*, Gebetszeugnisse in zeitgenössischen Krankheits- und Sterbenarrativen. Theologisch-literarische Erkundungen, in: *Simon Peng-Keller* (Hg.), *Gebet als Resonanzereignis. Annäherungen im Horizont von Spiritual Care*, Göttingen 2017, 229–250.

heilt“³¹ protokolliert der Performancekünstler *Christoph Schlingensief* (1960–2010) die beschämende „Wunde des Leben-Wollens und Sterben-Müssens“³². *So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein* (2009): Schon der Titel lässt die intensive Auseinandersetzung mit Religiös-Spirituellen anklingen: „Schafft das heutzutage überhaupt jemand, über seinen Glauben, von mir aus auch über seinen Nichtglauben zu sprechen, ohne ins Rutschen zu kommen? Meistens wird doch sowieso geschwiegen“³³, gibt sich der katholisch sozialisierte Aktionskünstler überraschend als gläubiger Christ zu erkennen. „Eins ist klar: Ich bin kein Atheist. Und ich kann jetzt auch nicht sagen, na gut, das Universum ist irgendwie so etwas Höheres. Nee, ich brauche das konkreter: Mit Maria, Jesus und Gott, mit diesen dreien, möchte ich auf alle Fälle weiterleben [...] es gibt viele Wünsche, es gibt viele Ängste, es gibt viel Hoffnung. Hoffentlich beschützen die da oben mich jetzt.“³⁴

Seltsam genug: Mitten im „Totalcrash“³⁵ beschäftigen Schlingensief „diese Verbindungen zur Welt über mir“, spürt er doch, „dass da in mir wieder etwas auftaucht, was ich vergraben hatte“³⁶. Schlingensiefs berührendes Schmerztagebuch dokumentiert wiederholt Anläufe der Hinwendung zu Gott wie auch der Abwendung von ihm. Religions- und Gotteskritik begegnet ebenso wie ernstgemeintes religiöses Bekenntnis, ja, spirituell bewe-

gende Erfahrungen von Trost und Behütetsein: „Vor ein paar Tagen in der Kapelle [...] Da habe ich geredet, ganz leise vor mich hin geredet, obwohl niemand anderes da war. Habe gefragt, wie ich wieder Kontakt herstellen kann [...] Ich bin ganz still geworden und habe hochgeguckt, da hing das Kreuz, und in dem Moment hatte ich ein warmes, wunderbares, wohliges Gefühl. Ich war plötzlich jemand, der sagt: Halt einfach die Klappe, sei still, es ist gut, es ist gut.“³⁷ Zehn Tage später streicht Schlingensief die prekäre Resonanzlosigkeit seiner Kontaktsuche heraus: „Jesus ist trotzdem nicht da. Und Gott ist auch nicht da. Und Mutter Maria ist auch nicht da. Es ist alles ganz kalt.“³⁸

Angesichts des Widersinns seines tödlichen Krebsleidens konfrontiert der 47-jährige Gott mit den bedrängenden Warum-Fragen, seiner Wut und Trauer, seinem entschiedenen Protest: „Warum wird das alles jetzt kaputt gemacht? Warum? Mit wem rede ich da eigentlich? Du sagst ja doch nix.“³⁹ Über weite Strecken spricht Schlingensief die Sprache alttestamentlicher Beschimpfungen und bringt eine vergessene, verdrängte Tradition biblischer Klage- und Anklagespiritualität ins Spiel, die viel beunruhigender, ungetrösteter und rebellischer ist als ihre kirchlich-liturgisch gezähmte Rezeption glauben macht: „Ich bin aggressiv und wütend und habe den Draht zu Jesus und zu Gott verloren. Ich kann nicht mehr beten [...] das,

³¹ *Christoph Schlingensief*, *So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein! Tagebuch einer Krebserkrankung*, München 2010, 197.

³² Ebd., 160.

³³ Ebd., 127.

³⁴ Ebd., 129 u. 131.

³⁵ Ebd., 110.

³⁶ Ebd., 168 f.

³⁷ Ebd., 24.

³⁸ Ebd., 71.

³⁹ Ebd., 47.

lieber Gott, ist die größte Enttäuschung. Dass du ein Glückskind einfach so zertrittst [...] Und all die anderen Leute, die an dich glauben, zertrittst du auch, zum Beispiel die, die nach Lourdes laufen und dennoch nicht geheilt werden. Pure Ignoranz ist das.“⁴⁰

Das macht die verstörende Faszination dieses Krebstagebuchs aus, die leid-, schmerz- und theodizeempfindliche Auseinandersetzung mit und vor Gott, die sich immer wieder anschickt, selbst im Leiden das Leben zu feiern. „Es passiert so viel Leid, dass ich mit Gott wirklich meine allergrößten Probleme habe [...] Das ist doch eine Beschmerzungen, die da stattfindet. Gott ist ein Schmerzsystem. [...] Das ist doch bescheuert“, empört sich Schlingensief mit ijobscher Verve am Karfreitag 2008. „Das Gottesprinzip ist im Laufe der Jahrhunderte zu einem Prinzip der Schuld und des Leidens verkommen. Warum ist das Gottesprinzip kein Freudenprinzip? Warum denkt man nicht an Gott und preist ihn, wenn man sich freut, auf der Welt zu sein?“⁴¹

Am liebsten würde er allen Menschen zurufen, „wie toll es ist, auf der Erde zu sein. Was einem da genommen wird, wenn man gehen muss.“ Dennoch gebe es „zu viele Fehlkonstruktionen, an denen zu tausend Millionen Prozent niemand auf der Erde schuld ist“, für diesen rätselhaft-dunklen Abgrund Gottes und der Schöpfung führt Schlingensief Genschäden, Unfälle und Naturkatastrophen an: „Mein Gott, was für gigantische Kraftwerke von Leiden fliegen hier rum, da muss man doch auf deren

Bitten mal hören“⁴²! Die letzte Eintragung zitiert Schlingensiefs 87-jährigen Onkel, der ihm in einem Telefongespräch erklärt hatte: „ich habe auch manchmal das Gefühl von Gott verlassen zu sein, ich weiß auch nicht, wie ich mit ihm zusammenkommen soll [...] das ist eben das Paradox mit Gott“, entwickelt Schlingensief daraus ein bewegendes Gottesbild: „Da ist einer weg, ist nicht da, aber trotzdem ganz nah bei uns. Wenn jemand nicht da ist, dann ist er vielleicht einfach das Ganze [...] Dann kann er alles sein und selbst in seiner Abwesenheit anwesend sein.“⁴³

4 Gib mir ein Jahr, Herrgott, an den ich nicht glaube

Anders als Schlingensief und die Krebsliteratur der 1970/80er-Jahre klammert Wolfgang Herrndorf (1965–2013) die religiös-metaphysische Dimension ostentativ aus. Als „mühsame Verschriftlichung meiner peinlichen Existenz“⁴⁴ bezeichnete der Maler und Schriftsteller sein Erinnerungs-, Traum- und Trauerjournal *Arbeit und Struktur* (2013), das zunächst als Autorenblog in annähernder Echtzeit den Verlauf seiner dreijährigen bösartigen Gehirntumorerkrankung mitverfolgen ließ. Der spröde Titel umschreibt pointiert Herrndorfs Produktivitätsimperativ: „nur Arbeit hilft. Alle Panik ja immer nur dem Gedanken an die verlorene Arbeitszeit geschuldet.“⁴⁵ Bis der 48-jährige am 26. August 2013 sein durch zunehmenden Sprachverlust und zerebrale Ausfälle immer stärker

⁴⁰ Ebd., 51 f.

⁴¹ Ebd., 210 f.

⁴² Ebd., 249.

⁴³ Ebd., 254.

⁴⁴ Wolfgang Herrndorf, *Arbeit und Struktur*, Reinbek b. Hamburg 2015, 405.

⁴⁵ Ebd., 392.

eingeschränktes Leben mit einem Revolver selbst beendete („ein letzter Triumph des Geistes über das Gemüse“⁴⁶), kann er in einem regelrechten Kreativitätsschub mehrere Schreibprojekte (*Tschick, Sand, Bilder einer großen Liebe*) abschließen: „Gib mir ein Jahr, Herrgott, an den ich nicht glaube, und ich werde fertig mit allem. (ge- weint)“⁴⁷.

Begleitet von der Furcht verrückt zu werden, changiert Herrndorfs Tumor-Chronik „zwischen der Vorstellung eines folgenlosen Verschwindens des Einzelnen in einer Welt ohne Gott und Jenseits, ohne Spekulation auf eine Nachwelt, und dem als irrational empfundenen Wunsch, Spuren zu hinterlassen, nicht nur als Buch-Autor, sondern auch als materiell gewordenes Ich“⁴⁸. Als harter Atheist zitiert Herrndorf wenige Monate vor seinem Tod aus dem Buch der Weisheit (2,1–5) des Alten Testaments⁴⁹. Für Herrndorf ist „danach“ nichts und niemand, der Tod beendet und besiegelt „die unbegreifliche Nichtigkeit menschlicher Existenz. In einem Moment belebte Materie, im nächsten dasselbe, nur ohne Adjektiv.“⁵⁰ Nachts wiederholt er „in Endlosschleife“ ihm trostreich scheinende Sätze und Gedanken und baut „aus ihnen ein kleines Abendgebet zusammen“:

Niemand kommt an mich heran
bis an die Stunde meines Todes.
Und auch dann wird niemand kommen.

Nichts wird kommen, und es ist in meiner Hand.⁵¹

„Wenn man stirbt, stirbt das Bewusstsein“, hält Herrndorf fest. „Ein paar Gedanken, die sich vergeblich selbst untersuchen, ein paar Ideen vielleicht, zu weiten Teilen ein Ramschladen, das meiste secondhand.“ Dazu scheint er die Vorstellung von einem allwissenden Buchhalter-Gott ebenso zu zählen wie die sinnlose Auflehnung gegen die Absurdität des Universums: „Irrendwo ein Buchhalter, der die Inventarliste schreibt, die immer wieder angefangene und nie vollendete Sicherungskopie des ganzen Unternehmens, flüchtigen Medien, Tagebüchern, Freunden, Floppy Discs und Papierstößen anvertraut in der Hoffnung, sie könne eines Tages auf einem ähnlich fragwürdigen Betriebssystem wie dem eigenen unter Rauschen und Knistern noch einmal abgespielt werden. Der Versuch sich selbst zu verwalten, sich fortzuschreiben, der Kampf gegen die Zeit, der Kampf gegen den Tod, der sinnlose Kampf gegen die Sinnlosigkeit eines idiotischen, bewussten Kosmos, und mit einem Faustkeil in der erhobenen Hand steht man da auf der Spitze des Berges, um dem herabstürzenden Asteroiden noch einmal richtig die Meinung zu sagen.“⁵²

Eine Frage, „die sich Krebskranke angeblich häufiger stellen, die Frage ‚Warum ich?‘“, sei ihm „noch nicht gekommen. Ohne gehässig sein zu wollen, vermute ich,

⁴⁶ Ebd., 198.

⁴⁷ Ebd., 22.

⁴⁸ Elke Siegel, „die mühsame Verschriftlichung meiner peinlichen Existenz“. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ zwischen Tagebuch, Blog und Buch, in: Zeitschrift für Germanistik 26 (2016), H. 2, 348–372, hier 360.

⁴⁹ Wolfgang Herrndorf, Arbeit und Struktur (s. Anm. 44), 394 f.

⁵⁰ Ebd., 255.

⁵¹ Ebd., 110 f.

⁵² Ebd., 214.

dass diese Frage sich hauptsächlich Leuten aufdrängt, die, wenn sie Langzeitüberlebende werden, Yoga, grünen Tee, Gott und ihr Reiki dafür verantwortlich machen. Warum ich? Warum denn nicht ich? Willkommen in der biochemischen Lotterie.“⁵³ Über der demonstrativen Kälte seines Blicks auf alles vermeintlich Metaphysische sollte nicht vergessen werden, was Wolfgang Herrndorf an Intensität des Daseins in der Gegenwart findet. Als beglückende Erfahrung verdichteter Zeit berichtet er von Passionen, die ihn immer wieder die Schönheit der Natur erleben lassen: „Rudern auf dem See mit Freunden. Leider kann man mit den morschen Riemen nicht

durchziehen. Aber schön ist der Dunst am Ufer am Abend.“⁵⁴ Wie nie zuvor vermittelt ihm ein Sonnenaufgang die Freundlichkeit der Welt: „Einzig mir nachvollziehbare religiöse Handlung immer gewesen: der in allen frühen Zivilisationen praktizierte Kult um die frühmorgendliche Erwartung und Verehrung der Sonne. Aber alles, was danach kam und das Bild der Sonne ersetzte durch andere Bilder und die Bilder durch Abstracta und den Gott fröhlicher Gegenwart durch jenseitige Finsternis –“⁵⁵

Kritik an furchterregenden Höllen- und Jenseitsvorstellungen konventioneller Kirchenchristlichkeit, die mit einem Gott des Zorns, der Plagen und der Angst vor postmortaler Vergeltung drohte, begegnet auch bei Schlingensief. Doch während Schlingensief in seinem Krebstagebuch wie seinen letzten Theaterproduktionen seinen Schmerz, seine Verzweiflung und seine Ängste exponiert, dominiert in Herrndorfs Notaten dezidierte Coolness. Die wird durch vier eingeschobene Gedichte kontrastiert, die, jeweils am Ende abgeschlossen mit „Arbeit und Struktur“, listenartig Titel anderer Krebsbücher aneinanderreihen, darunter auch Schlingensiefs Schmerztagebuch⁵⁶. Einige Titelzitate scheinen kritisch die Banalisierung von Krebs auf dem zeitgenössischen Buchmarkt aufzuspießen wie Lance Armstrongs „Wie ich den Krebs besiegte und die Tour de France gewann“⁵⁷ oder „Malt Mami jetzt den Himmel bunt?“, die Trauergeschichte eines US-amerikanischen Lobpreisleiters über seine an Krebs gestorbene junge Ehefrau, die „ein neues Verständnis von Gottes

Weiterführende Literatur:

Walter Groß / Karl-Josef Kuschel, „Ich schaffe Finsternis und Unheil!“ Ist Gott verantwortlich für das Übel?, Mainz 1992.

In seiner inspirierenden Verbindung von biblischen, theologiegeschichtlichen und literarischen Zugängen noch immer ein unüberholt fundierter Kontrapunkt zu allzu glatten Antworten.

Simon Peng-Keller / Andreas Mauz (Hg.), Sterbenarrative. Hermeneutische Erkundungen des Erzählens am und vom Lebensende, Berlin 2018 (<https://www.zora.uzh.ch/id/eprint/162179/>).

Theologie und Literaturwissenschaft, Psychologie, Philosophie und Ethik im Dialog mit Spiritual Care, Palliativmedizin, Krankenhausseelsorge und -pflege über heutige Krankheits- und Sterbeerzählungen.

⁵³ Ebd., 181.

⁵⁴ Ebd., 266.

⁵⁵ Ebd., 323.

⁵⁶ Ebd., 199.

⁵⁷ Ebd., 314.

Größe auch in schweren Zeiten“⁵⁸ vermittelt. Ähnliches mag für Ken Wilbers „Mut und Gnade“ gelten, hält man sich Herrndorfs scharfe Invektiven gegen alle Esoterik vor Augen, oder auch für „Wunder sind möglich. Spontanheilung bei Krebs“⁵⁹.

Bei der Mehrzahl der poetisch-assoziationsreichen Buchtitel wie „Ich mal mir ein Tor zum Himmel“⁶⁰, „Ich komm als Blümchen wieder“⁶¹ oder „Flieg nicht eher als bis dir Federn gewachsen sind“⁶², handelt es sich um Veröffentlichungen über den Krebstod von Kindern, Jugendlichen oder jungen Erwachsenen, die sterben mussten, bevor sie richtig gelebt hatten, häufig litten sie wie Herrndorf an Gehirntumor. Was bringt diese in scheinbar dadaistisch-lakonische Poesie gefasste Trauerarbeit nicht alles zum Klingen, wieviel Unausgesprochenes zwischen Schmerz, Empathie und Sehnsucht kommt in diesen Buchtitelgedichten ins Schwingen, wofür sie gerade in ihrer Verschwiegenheit zu allererst eine Resonanzsphäre öffnen? Dass im Raum säkularer Literatur an die Stelle der Not, die man mit dem Gebet hat, ein Gedicht als Ausdrucksmedium treten kann, wäre kein Einzelfall.

Dies gilt erst recht für das von Herrndorf zitierte, nicht näher ausgewiesene Goethe-Gedicht⁶³ – es folgt kaum zufällig unmittelbar auf die im Tagebuch erwähnte Lektüre von Psalm 88, einem ausschließlich als Anklage Gottes gestalteten Kran-

kengebete. In denkbar größtem Gegensatz zu Herrndorfs „kleinem Abendgebet“ erinnert es den kindlichen Wunsch, es gäbe ein „Ohr“, ja, „ein Herz“ für „meine Klage“ um „Erbarmen“, den der erwachsene Tagebuchschreiber nurmehr als geliebtes Sprachzitat aufzurufen, als Gebet jedoch nicht zu realisieren vermag:

Da ich ein Kind war,
Nicht wusst', wo aus, wo ein,
Kehrte mein verwirrtes Aug'
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.⁶⁴

Das bestätigt nicht zuletzt Herrndorfs Roman *Sand* (2011), der durch eine Vielzahl religiöser Anspielungen (insbesondere auf das biblische Ijob-Buch) die Theodizeefrage umspielt, durch subversive Erzähltechniken jedoch die Frage nach Gott bzw. einem göttlichen Heilsplan problematisiert, ja, mit einem Protagoras-Zitat jedwede Theodizee abweist: „Was die Götter angeht, so ist es mir unmöglich zu wissen, ob sie existieren oder nicht, noch, was ihre Gestalt sei. Die Kräfte, die mich hindern es zu wissen, sind zahlreich, und auch die Frage ist verworren und das menschliche Leben kurz.“⁶⁵ Ursprünglich sollte der Roman „Die Wüste des Bösen“ heißen: „Das Böse in der Welt ist das Thema dieser als Thril-

⁵⁸ Dany Oertli, Malt Mami jetzt den Himmel bunt? Die wahre Geschichte eines bewegenden Abschieds, Asslar 2009 (Verlagswerbung). Weitere Recherchenachweise in Christoph Gellner, Gebetszeugnisse in zeitgenössischen Krankheits- und Sterbenarrativen. Theologisch-literarische Erkundungen (s. Anm. 30).

⁵⁹ Wolfgang Herrndorf, Arbeit und Struktur (s. Anm. 44), 315.

⁶⁰ Ebd., 408.

⁶¹ Ebd., 47.

⁶² Ebd., 408.

⁶³ Es handelt sich um die dritte Strophe der frühen großen Hymne „Prometheus“.

⁶⁴ Wolfgang Herrndorf, Arbeit und Struktur (s. Anm. 44), 306.

⁶⁵ Wolfgang Herrndorf, Sand. Roman, Berlin 2011, 344.

ler nur getarnten Antitheodizee geblieben“, erläutert Michael Maar. „Eine Welt, in der das Geschilderte passiert, wird nicht von einem sowohl mächtigen als auch gütigen Gott regiert.“ Eine Frage lässt Herrndorfs Roman *Sand* indes offen: „die nach dem Sinn. Er ist nicht leicht herauszusieben aus dem Sand der Wüste, dem ewig gleichförmigen Nihil. Ein kleines glitzerndes Partikel findet sich aber vielleicht doch. Es ist ein elementares, der Ratio nicht untergeordnetes Gefühl: das Mitleid mit dem Lebendigen [...] Es gibt eine Reststrahlung von Empathie in der Kälte des Alls.“⁶⁶

Der Autor: *Christoph Gellner*, geb. 1959, Dr. theol., Studium und Promotion mit einer Arbeit auf dem Grenzgebiet von Theologie, Literatur- und Religionswissenschaft in Tübingen. Z. Zt. Leiter des Theologisch-pastoralen Bildungsinstituts der deutschschweizerischen Bistümer TBI in Zürich. Lehraufträge an den Universitäten Zürich und Luzern. Schlüsselpublikationen: „... nach oben offen“. *Literatur und Spiritualität – zeitgenössische Profile*, Ostfildern 2013; *Die Bibel ins Heute schreiben. Erkundungen in der Gegenwartsliteratur*, Stuttgart 2019; zusammen mit Georg Langenhorst: *Blickwinkel öffnen. Interreligiöses Lernen mit literarischen Texten*, Ostfildern 2013.

⁶⁶ *Michael Maar*, „Er hat's mir gestanden“. Überlegungen zu Wolfgang Herrndorfs „Sand“, in: *Merkur* 66 (2012), 340.